

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 3

Rubrik: Lese-Proben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erkennen läßt. Schon ist ersichtlich, daß Marsaux neben Ramuz die stärkste Begabung ist, welche die welsche Schweiz heute aufzuweisen hat. Wer ihn kennen lernen will, lese zuerst „Le carnaval des vendanges“, zu dem „L'enfance perdue et retrouvée“ (beide Plon, Paris) die Fortsetzung bildet. Es handelt sich um die Erzählung der zerfahrenen Jugend eines haltlosen Frauenfreundes. Sie endet nach der Schilderung der mannigfachen Prüfungen mit dem Erlöstwerden des Helden aus seiner rätselhaften Unfruchtbarkeit. In diesen Büchern nun äußert sich eine Verbundenheit mit den Tiefen des Lebens, die erstaunlich ist. Stimmungshaft treten Juralandschaft und Paris mit der Vielfalt ihrer Men-

schen in äußerster Schärfe vor unser Auge. Und doch ist alles unwirklich, Sinnbild nur, liegt da im fahlen, bedrückenden Glanz, der auf Erdbeben deutet. Marsaux ist der hintergründigste Dichter, den die welsche Schweiz bis anhin hervorgebracht hat. Er besitzt die ganze magische Dinglichkeit des Ramuzkreises. Doch dazu noch etwas von der verfluchten Dämonie Strindbergs, von der katholischen Süße Claudels, von der sanften Gotteskindschaft Steffens. Alle Vergleiche hinken. Marsaux ist Marsaux. Und war es von der ersten Zeile an, die er schrieb. Hier kann er nicht „gewürdigt“ werden. Nur hingewiesen sei auf dies Außerordentliche.

Paul Lang.

Lese-Proben

Albert Steffen: Sucher nach sich selbst.

(Unsere heutige Zivilisation ist ein Niedergang. Die Menschen verwüsten die Erde, weil sie sie nur noch mit Nutzgedanken betrachten. Sie haben die Welt durch ihre Technik enteelt, sind zu Sklaven der Maschine geworden. Niemand kann mehr auf eigenen Füßen stehen und niemand wird daher mehr ein Meister. Der Zusammenhang mit der Kreatur ist abgerissen. Von der Erde aus aber muß der Mensch sich neu den schöpferischen Geist erobern; vom toten Wissen zum lebendigen Geist fortschreiten, indem er die verloren gegangene Naturverbundenheit wieder gewinnt; indem er im Geschehen nicht nur das Vorübergehende sieht, sondern davon festhält, was morgen, übermorgen und immer Geltung hat. Das Einmalige ist nur ein Gleichnis des Ewigen; das Vorübergehende hat stellvertretende Bedeutung für das immer Geltende. Alles ist beseelt und alles hat seinen Sinn. Aber nicht Sinn im Sinn irdischer Zweckhaftigkeit, sondern des Gefäß-Seins göttlicher Kraft. — Eine unerreichte Zartheit der Empfindung und Feinheit des Gefühls kennzeichnen diesen neuesten Roman Steffens. Über seinen Seiten liegt eine tiefe religiöse Weihestimmung, ein Hauch von Ewigkeit. Ein „Sucher nach sich selbst“, ein Heiliger spricht aus ihm. Verlag für Schöne Wissenschaften, Dornach und Stuttgart, 1931, 336 S.)

Einmal war es Nacht geworden und wir schritten unter dem Sternenhimmel nach Hause. Der Vater erklärte mir den „Tierkreis“ und ich fragte, verwundert über diese Bezeichnung: „Kommen die Katzen, Hunde und Ochsen denn in den Himmel?“

„Sie sind eigentlich noch gar nicht ganz hinuntergestiegen,“ versetzte mein Vater, „sonst könnten sie, wie wir, sprechen.“

„Aber in den Märchen sind sie drunten, da reden sie ja,“ rief ich.

Und er: „Nein! Da sind wir noch droben.“

Das war mir genug, ich fragte nicht weiter, aber ich dachte immerfort daran.

Als ich spürte, wie es dem Bauern zumute ist, der Saatkartoffeln in die Furchen legt, und der Magd, die ein Gerede kuhwarm überbringt, als ich den Geschmack im Munde hatte, wenn ich das Wort Erdbeerapfel und Heubirne hörte, als ich die Wetterkatzen im reifen Korne springen sah, kurz als ich die Nase für alle Dinge, die ich als Kind besessen und in der Schule verloren hatte, wiederum

errungen hatte, wußte ich: Jetzt war der Tod besiegt; ich hatte etwas Übermenschliches, die Volksseele, in mein Ich aufgenommen.

Im Mittelalter glaubte man gemeinhin dem Augenschein, daß sich die Sonne um die Erde drehe, es kam die Lichtruh in die Herzen, aus der heraus man die Farben und Formen für die Kunstwerke fand. Heute weiß man es nicht nur, sondern erlebt es auch schon, daß die Erde um die Sonne kreist. Man fühlt seine Winzigkeit, wenn auch unbewußt, als etwas Minderwertiges und will sich mit aller Gewalt das schwindende Selbstgefühl erheben. Man möchte, was man gemessen hat, in Wirklichkeit mitmachen und ebenso geschwind wie die Erde sein. Man ist nicht ruhig, bis man den Schnelligkeitsrekord geschlagen hat, und unser Planet selber wie ein Auto ist, worin man sitzt und durch den Weltenraum rast. Die Ruhe wird peripherisch, während sie früher zentral war. Man ist oberflächlich-stoisch, aber ruht nicht mehr in sich selbst. Darin hat die Kaltblütigkeit der Engländer ihren kosmischen Urgrund. Aber dadurch wird man schließlich selber zu einem Automaten.

Ein Gummitragen zum schmutzigen Hemd kostet fünf Pfennig weniger als waschen, hernach fort mit ihm, auf den Rehricht. Mit den Schuhen geht es ebenso. Schon werden welche aus Papiermaché mit der Maschine in jedem Format fabriziert. Wenn das so weitergeht, kosten sie bald weniger, als der Schuhputzer an der Straßenecke für das Reinigen verlangt. Man trägt sie, so lange es geht. Für den Preis, den sonst das Sohlen kostet, wird man ein Duzend solcher Paare kaufen. Freilich für das Wandern sind sie unbrauchbar, aber heute läßt sich jeder transportieren, fährt per Auto über die Pässe und fliegt im Flugzeug über die Gletscher. Das geht mit Stöckeltiefeln und Tuchjandalen, früher brauchte man genagelte Bergschuhe. Man überspringt schon die Lehrjahre, geschweige denn die Wanderzeit. Und deshalb gibt es keine Meister mehr. Niemand geht mehr auf seinen eigenen Füßen, jedermann läßt sich von der Maschine befördern.

Die Universität zerplittert mich, dachte ein Student. Wenn ich auf der Hochschule mein Ich bewahren will, so muß ich einen höhern Standpunkt gewinnen, als ihn die empirischen Wissenschaften gewähren.

Hörsaal und Bibliothek genügen ihm nicht, um dem Freiheitsgefühl gerecht zu werden, das in seinem jungen Leibe lebte. Der Geist, der aus Büchern und Professoren sprach, kam seinem Wachsen nicht mehr nach.

Der Sommer nahte. Die Ode im Kolleg wurde immer unerträglicher. Er entschloß sich zu einem Ausflug ins Gebirge.

Der Berg, den er besteigen wollte, zeigte ihm schon vom Zuge aus seine Dreiecksfläche mit den breiten Schneebändern, gegen unten abgeschnitten von einem Waldgürtel. Die Bäume verloren sich im Talkessel. Der Abhang war mit gefällten Stämmen bedeckt. Sie lagen entschält, noch feucht in ihrem Saft, und schimmerten in der Sonne.

Der Zug hielt stille. Eine Schar von Waldarbeitern stieg bei einer Blockhütte ein und fuhr mit bis zu einer Sägerei. Hier häufte sich das Holz, gefantet und zerschnitten, trocken von der Hitze und ausgelaugt vom Regen.

Die Holzfäller stiegen aus und er mit ihnen.

Eine Weile schritt er hinter ihnen her. Dann führte ihn ein Seitenpfad längs dem Bache, der das Sägewerk trieb, steil empor. Ein langer, aussichtsloser Wald. Lauter Arven. Die Nadeln wurden im Höhersteigen weicher und winziger, bis sie zuletzt in ihre Hülle zurückschlüpften. Er spürte ihre Keimkraft um so inniger, je fahler die Äste wurden. Er kehrte von der Erfüllung des Sommers in die Hoffnung des Frühlings zurück. Mit Mannessinn ins Kindessein.

Schon sieht er durch die gelichteten Bestände die grünlich überhauchte Bergespyramide, bis zum Firn mit goldenen Primeln beblümt.

Auf dem Grate angekommen, wirft er sich, hart am Abgrund, hin.

Wie brennt das Eis auf seiner Wange!

Da sieht er ein blaßes, lilafarbenes, zartgefranztes Glöcklein durch den Gletscher bringen.

Plötzlich geht ihm auf: Der Weg vom Baum, der auf dem Sägebalken zum Sarge behauen wird, bis zu der Soldanelle, die vom Sonnenstrahl gerufen, den ewigen Schnee durchbricht, führt ihn vom toten Wissen zum lebendigen Geist. Er schaut mit den Sinnesaugen die Weltenkräfte, die ihn selbst geboren haben. Da oben, in dem reinen Aether, weilte er, bevor er auf die Erde kam. Im Fluge hat er alle philosophischen Systeme eingeordnet, alle Beziehungen zu Menschen aufgeklärt, allen Übeln beschlossen zu Leibe zu gehen. Der höhere Standpunkt ist gewonnen.

Buddha, der die Erde verließ, sah sie als Raja an, und übergab sie als solche dem Verstorbenen. Er selber ging in das Nirwana ein. Aber aus den Sphären, die ihn der Wiederverkörperung enthoben, senkte sich jenes Prinzip herunter, das nicht dem Fall der Menschheit unterworfen war, der Logos, Christus, das Wort im Urbeginne, das Wesen, das ohne Schuld ist, um sich zu verleblichen und dergestalt der Erde eine neue Wirklichkeit zu verleihen. Und jetzt kam die radikale Umkehr. Die vier heiligen Wahrheiten des Buddha sollten nicht widerlegt, sondern aufgehoben werden. Der Zerfall des Leibes, der notwendig war, damit der Mensch ein Ichbewußtsein entfalten konnte, gibt von nun an die Grundlage zur Freiheit, so daß der Mensch von sich aus entscheiden kann, ob er sich den heilenden oder kränkenden Kräften zuwenden will.

Der Erlöser nimmt die Substanz der Erde, die er sich selber durch seine Menschwerdung einverleibt, und bei der er, nach seinem Worte, bis zu ihrem Ende bleibt, und verwandelt sie von todburchdrungenem Stoff in göttliche Lebenskraft. Der Stofflichkeit der Erde sind die Vergehen der Menschen eingeschrieben. Christus trägt sie dadurch, daß er selber todbewandt wurde. Er hebt derart die Erbsünde hinweg. Er pflanzt dem verwesenden Planeten den Sonnenkeim ein, durch den die Erde die Anwartschaft zum Eigenleuchten, zu einem neuen Stern, bekommt.

Lucien Marsaux: Peter und Natascha.

An der Tür der verschlossenen Kirche wachten die Soldaten der roten Armee. Peter Nikolajewitsch sagte nichts, fragte nichts, küßte nur seine liebe Frau, und sie kehrten heim, sich traurig zu Bette zu legen. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen und von Zeit zu Zeit begegneten sie einem Tschekisten. Sie waren dreißig und beide schon alt. Die ganze Woche hindurch hatten sie sich auf die Mitternachtsmesse gestreut. . . Nun schien es ihnen, als ob der Schatten so groß wäre wie jener, der über der Welt lag zur Heidenzeit, und sie weinten wie Kinder, sie, die keine Träne vergossen hatten, als ihre Diener gekommen waren, um sie gefangen zu nehmen und sie vor die Kommissäre zu führen, mit auf den Rücken gebundenen Händen! Auf dem schlechten Lager, das ihnen im eigenen Salon zugewiesen worden war, fanden sie eine betrunkene Dirne vor, die sie beleidigte; vier Mitinsassen spielten Bakkarat, und die andern schliefen mit dem Mund groß offen, häßlich wie das Unglück, das nicht verstehen will. Mit vieler Mühe schufen sie sich Raum in einer Ecke, auf beschmutzten Papieren; die ganze Nacht schlotterten sie vor Kälte; sie dachten nicht an ihr andauerndes Fasten, noch an die Pariser, die jetzt in den Weinhäusern ein fettes Weihnachtsmahl schmauften, noch daß die Deutschen, schwer von Schinken und getriffelter Gänseleber, sich an Musik berauschten; nein, tief betrübt waren sie nur, weil sie die Kirche verschlossen gefunden.

Am Morgen öffnete Peter Nikolajewitsch die Augen und sah seine arme Natascha neben sich, die lächelte. Er glaubte, sie schlief noch, doch sie, die seit kurzer Zeit wach lag, wartete nur darauf, geweckt zu werden.

„Lieber Peter, ich habe einen Traum gehabt,“ sagte sie, nachdem er ihr einen Kuß gegeben hatte.

„Auch ich, meine Liebe.“

„Ich stieg einen Weg empor, und der war rau, ausgewaschen und mit seltsamen Bäumen eingesäumt.“

„Und die Nacht war dunkel, doch von Düften schwer?“

„So war es. Wie weißt du das?“

„Auch ich hab von einem Weg geträumt, der in die Höhe führte.“

„Vielleicht war's der nämliche. . . Ich trug auf dem Rücken, ich weiß nicht was für eine Last,“ murmelte Nataſcha.

„Ich hatte eine Wunde an der Ferse und ſchrecklich litt ich,“ ſagte Peter.

„Hunde bellten mir nach.“

„Wütende Schlepper ſchlugen mich mit Klopſpeitschen.“

„Ich weinte und dachte, jetzt würde ich gleich ſterben.“

„Ich ſeufzte, weil alles verloren war.“

„Und plötzlich. . .“

„Biſt du, wie ich, auf einer Ebene angelangt?“

„Auf einer hügligen Ebene, mit Bäumen bewachſen?“

„Ja, lieber Gatte. Sehr ſchwarz war die Nacht, doch etwas wohlriechend auch. Sie war nicht wie hierzuland. Eine große Süßigkeit umſing mich, wie im Winter, wenn man ſich dem Herdfeuer nähert.“

„Auch bei mir war es ſo, liebe Nataſcha.“

„Plötzlich ſah ich . . . dort, wo der Schatten am ſchwärzeſten ſchien, ſofern er nicht überall gleich dicht war, . . . dort . . . ſah ich einen Engel in einem Glorienſchein.“

„Den Engel, der den Hirten aus Juda erſchien, am Tag, da ER geboren. . .“

„Den Hirten, die, überrascht durch den ſchrecklichen Schein, den Mund öffneten zum Anruf und doch keinen einzigen Laut ausstoßen konnten, die ſich zur Flucht erhoben und verſteinert verharreten.“

„Der Jüngſte warf ſich in Tränen nieder.“

„Ja. Auch ich ſah ihn.“

„Und die Hunde, die gewohnt waren, den Mond anzubellen, ſie zitterten ſchweigend in dieſer nächtlichen Helle, die heller war als der Tag.“

„Und alle Schafe drängten ſich an die armen Hirten.“

„Hörteſt du den Erzengel ſprechen?“

„Fürchtet euch nicht,“ ſagte er, „ſiehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus der Herr, in der Stadt Davids.“

„Und als er geſprochen hatte, wurde der klare Schein noch heller, und viele, viele himmlische Weſen waren zu ſehen, die von der Erde zum Himmel flogen und vom Himmel zur Erde, und gewaltig waren die Schläge ihrer ſchimmernden Fittiche. Sie ſangen und ſagten:

Ehre ſei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

„Mein Gatte, uns iſt Großes geſchehen in dieſer Nacht!“

„Ja, meine glückſelige Freundin.“

Lange noch verharreten Peter und Nataſcha in Unbeweglichkeit, die Augen geſchloſſen im Gedenken des Wunders, aber ach, als der Tag ſich zeigte an den Fenſterſcheiben, die von Raureiſ überzogen waren, hörten ſie ihre traurigen Gefährten gähnen und fluchen; ſie wurden den Schmutz gewahr, den Geſtank, das erloſchene Feuer, und ſie empfanden es ſchmerzlich, daß ſie kein Waſſer beſaßen. Wieder ſtiegen Erinnerungen an frühere Weihnachtsabende empor, die bitter waren wie Verſuchungen: der Diener, der im Zimmer das Feuer anrichtete, der Samowar auf dem Tiſch, die Geſichter der Eltern, die Geſchenke, die Zärtlichkeiten. Und ſie ſagten zueinander: „Es war nur ein Traum der Nacht, und der Tag iſt gekommen.“

Sie erhoben ſich, und als ſie demütig ihren Anteil am Eichelkaſſee heiſchten, wurde er ihnen ins Geſicht geſchüttet. Da verließen ſie das Zimmer und ſtiegen in die Straße hinunter. Sie wußten nicht, wohin ſie gingen; ſie wanderten zwiſchen Häuſern, die grau im Schnee ſtanden. Auf einmal empfand Peter dieſelbe Freude wie er ſie im Traume empfunden. Da er fürchtete, ſeine Frau noch betrübt zu ſehen, wagte er den Kopf nicht zu wenden, aber Nataſcha ſagte im gleichen Augenblick mit leiſer Stimme zu ihm: „Peter, nicht wahr, wir haben uns getäuſcht, als wir eben noch ſagten, es ſei nur ein Traum geweſen?“

„Ja, liebe Nataſcha,“ ſagte er. „ER iſt dieſe Nacht geboren worden und ER iſt mit uns, jetzt und zu allen Zeiten.“

(Aus Lucien Marſaur: *Le Cantique des Chérubins*. Les Cahiers Romands. Deuxième Serie, No. 1. Payot & Cie., Lausanne, 1931. Übertragung von Paul Lang.)